

„DAS IST HARDCORE“

Am Thalia Theater hat Andreas Pietschmann längst den Status eines Popstars. Der Schauspieler sprach mit Susanne Oehmsen über sein Leben in Hamburg und seine neue Rolle als Eben Cabot in Eugene O'Neills Stück „Desire“, das am 23. März in der Regie von Jürgen Kruse Premiere am Thalia Theater hat

Das Wetter an diesem Vormittag ist mies, die Stunde – es ist noch vor 12 Uhr Mittag – an sich für einen Schauspieler zu früh. Trotzdem ist Andreas Pietschmann aufgeräumtester Stimmung, nur gefrühstückt hat er noch nicht. Es fehlt also ein anständiges Café, aber das zu finden, dürfte im Herzen von Otensen kein Thema sein. Pietschmann kennt sich in dem Stadtteil aus, denn hier teilt er sich eine Wohnung mit seinem Kollegen Wolfram Koch vom Schauspielhaus. Hamburg ist Pietschmanns erste „echte“ Großstadt. Würzburg, wo er 1969 geboren wurde, und Bochum, wo er die Schauspielschule besuchte und unter Leander Haussmann am Schauspiel arbeitete, zählen nicht mit. Seit ihn Ulrich Khuon zur Spielzeit 2000/2001 ans Thalia Theater geholt hat, ist Pietschmann gut im Rennen. In sechs Produktionen hat er bereits mitgewirkt. Eine davon ist Wedekinds „Frühlings Erwachen“, in welcher er den aufgeklärten Melchior Gabor spielt und beim Schlussapplaus regelmäßig von jungen Mädchen gefeiert wird wie ein Popstar. Es heißt, dass einige Schülerinnen seither ihre Theaterbesuche danach planen, ob Pietschmann mitspielt oder nicht.

Insofern werden sie die Termine für „Desire – Unter Ulmen“ (Premiere am 23. März) im Kalender rot anstreichen müssen. In O'Neills 1924 uraufgeführtem Drama spielt Pietschmann die Hauptrolle, den Eben Cabot. Eben und seine beiden Halbbrüder hängen auf der Ranch ab, die der Vater wie ein Despot verwaltet. In dieser Einöde gedeihen Hass, Gier und Neid, sie befallen die Brüder, den Vater und auch dessen dritte Frau, die blutjunge Abbie. Um die Ranch erben zu können, muss Abbie ein Kind bekommen, und ihr Liebesverhältnis

mit Eben kommt dabei nicht ungelegen. Mit Volldampf stürzt O'Neill seine Figuren in die Katastrophe. Die Regie führt Jürgen Kruse, der am Thalia Theater im Oktober 2000 zuletzt „Hamlet“ inszenierte, mit Pietschmann als Laertes.

SZENE HAMBURG: Herr Pietschmann, ziehen Sie doch mal eine persönliche Bilanz für Ihre Zeit in Hamburg.

Andreas Pietschmann: Nach ein paar anfänglichen Ladehemmungen ist so etwas wie ein Knoten geplatzt. Ich merke, dass ich jetzt an einen Ort gekommen bin, an dem ich in Ruhe produktiv und angstfrei arbeiten kann. Die Entscheidung, nach Hamburg zu kommen, war doch richtig.

Wollten Sie lieber in Bochum bleiben?

Auf gar keinen Fall. Nach sieben Jahren war für mich klar, dass ich woandershin musste. Ich hatte ein paar Angebote, die die Entscheidung schwer machten. Aber Khuons angenehm aufrichtige Art hat mich letztlich überzeugt. Außerdem hatte ich Bock auf Hamburg.

Was hatten Sie erwartet?

Ich versuche bewusst, so etwas nie mit konkreten Erwartungen zu verbinden, sondern mich einfach reinzuschmeißen. Das hängt damit zusammen, wie ich mein Leben lebe. Aber hier läuft es anders, als ich es gewohnt war.

Inwiefern?

Das Angebot der Stadt ist nach wie vor viel größer, als meine Nachfrage sein kann. Was das Theater betrifft, waren wir in Bochum eine wesentlich engere Familie, weil Haus und Ensemble kleiner waren. Man war also die ganze Zeit zusammen, auch nachts in der Kantine, und man musste eigentlich nur einmal



Lieber geprügelter Hund als jugendlicher Liebhaber: Andreas Pietschmann

umfallen und lag zu Hause im Bett. In Hamburg haben die Leute weitere Wege, das Ensemble ist größer, distanzierter und disparater, nicht so familiär. Ich habe das mittlerweile schätzen gelernt. Man bekommt mehr Distanz, bildet nicht so sehr Klüngel. Dadurch bekommt man einen wesentlich größeren Freiraum.

Wieso Freiraum? Sie müssen doch ständig arbeiten.

Stimmt, ich bin einer, der oft besetzt wird. Ich passe in mehr Mannschaften rein als andere, weil ich nicht so speziell bin. Das meine ich völlig wertfrei. Trotzdem habe ich mehr als woanders die Möglichkeit, auf Abstand zu gehen und mit neuer Kraft da reinzugehen. Das Haus hat mir letztlich die Möglichkeit geboten, mich weiter zu entwickeln.

Künstlerisch oder privat?

Das kann man nicht trennen. Ich musste hier wieder bei null anfangen, mich neu wieder behaupten. Außer ein paar Leute kannte ich hier niemanden. Das hat mich gefordert, und wenn man so eine Prüfung besteht, fließt das auch in die Arbeit mit ein.



Wenn man wie Sie so viel im Theater ist, lebt man da nicht bald in einem Elfenbeinturm?

Die Gefahr besteht in unserem Beruf total, weil das Theater so eine Alltäglichkeit bekommt. Du gewöhnst dich daran, jeden Tag zu proben, jeden Tag zu spielen, kein Wochenende zu haben. Aber du vergisst das Leben außen rum. Wenn man nicht selber erkennt, dass man mal Abstand braucht, dann kann es richtig scheiße werden.

Wie schaffen Sie Abstand?

Ich versuche, Menschen zu treffen, Urlaub zu machen, fremde Sprachen zu sprechen, zu lesen, ins Kino zu gehen, mit dem Motorrad raus aus der Stadt zu fahren oder die Familie zu besuchen.

Viele Ihrer Kollegen wollten seit der Schulzeit Schauspieler werden.

Ich nicht. In der Schule fand ich Theater blöd und für Mädchen. Ich wollte Fußballprofi werden. Nach dem Abitur habe als ich Vertragsamateur gespielt, und erst mit 21 bin ich durch Zufall in eine Laienspielgruppe gerutscht, weil ich einen Ausgleich zu der unerträglichen Bundeswehrzeit suchte. Da habe ich dann Blut geleckt.

Und dann ging's gleich nach dem Bund an die Schauspielschule.

Nee, dann bin ich erst mal ein Jahr nach Frankreich gegangen, weil ich unbedingt noch an der Uni Französisch lernen wollte. Die ersten drei Monate dort waren die einsamsten meines Lebens, ich konnte mich mit keinem Menschen unterhalten. Aber dann ging es wahnsinnig schnell. Als ich zurückkam, habe ich Anglistik und Romanistik studiert bis zur Zwischenprüfung, dabei aber immer laienmäßig Theater gespielt, bis ich mir dachte, ich versuch's mal an der Schauspielschule, und bin dann auch gleich genommen worden.

Jürgen Kruse kennen Sie schon aus Bochum.

Stimmt, und er weiß, was ich bringen kann, aber das wird für dieses Stück nicht ausreichen. So eine große Verantwortung habe ich bei ihm auch noch nicht getragen. Was er fordert, ist Hardcore.

Bitte?

Kruse ist ein unglaublich emotionaler Mensch, mit dem man ohne Abstand in der Arbeit mitgehen muss. Das ist wie eine Blutsbrüderschaft. Das andere ist das Stück selbst. Da pas-

sieren Dinge, die sind echt der Hammer. Das Stück und Kruse fordern beide Hingabe. Wer das nicht aushält, kann das nicht machen.

Wie schafft es Kruse, sein Ensemble zu dieser Hingabe zu bewegen?

Er lebt wie ein Trainer der Mannschaft vor, was sie zu tun hat. Er nimmt sich nicht zurück, schont sich in keiner Weise, sondern er lebt es, leidet mit.

Auf eine fiktive Figur wie Eben müssen Sie sich sicher anders vorbereiten als auf eine historische wie „Danton“.

Ja. Du guckst dir Westernfilme an, hängst dir Fotos von Cowboys auf oder hörst Countrymusik – alles Dinge, die nicht direkt mit der Figur zu tun haben und die eher abzulenken scheinen. So ein Sammelsurium geht ins Bewusstsein, und ich glaube, der Zeitaufwand bringt etwas. Es steckt in dir drin, und alles, was du dann spielst, wird danach riechen. Von Eben weiß ich bis jetzt nur, dass er etwas Junges, Rebellisches, Verletzliches hat und etwas von einem geprügelten Hund, der beißt, sobald er die Chance dazu hat. Da ist etwas Dreckiges, Fieses, und das finde ich gut.

Sie haben in Filmen wie „Sonnenallee“ mitgespielt. Was ist interessanter, Film oder Theater?

Film ist ein Medium, das ich noch nicht so gut kenne. Die Grundstruktur des Spiels ist ähnlich wie im Theater, aber man muss andere Mittel einsetzen. Das finde ich spannend. Im Theater hast du dagegen den Kontakt zum Publikum, und den liebe ich sehr.

Kein Wunder, wenn jemand wie Sie von den Mädchen dermaßen umjubelt wird. Was sagen denn Ihre männlichen Kollegen dazu?

Manche machen mal Witze drüber, aber ich finde, dass sie ganz gut damit umgehen können.

Kann gutes Aussehen bei der Besetzung ein Problem sein?

Im Theater weniger. Haussmann hat mich oft gegen den Typ besetzt, mir fiese Masken gegeben und mich die absolute Drecksau spielen lassen. Im Film ist man durch das Äußere für bestimmte Rollen prädestiniert, kommt aber sehr schnell auch in Schubladen. Bei mir wäre das die Abteilung „jugendlicher Liebhaber“ oder „junger Held“. Aber es ist nicht so, dass ich mein Aussehen als Last empfinde.

In der Rolle des Eben können Sie davon sicher eher profitieren.

Kann sein, aber das ist auch okay. Man muss ja nicht immer verwerfen, was man mitbringt. Ich finde es völlig legitim, das auch einzusetzen und zu bearbeiten.

Sollten Sie nicht schon mal Autogrammkarten drucken lassen?

Die habe ich schon.

Desire – Gier unter Ulmen: Von Eugene O'Neill, Regie Jürgen Kruse, Bühne Steffi Bruhn, Kostüme Caritas de Wit, Darsteller Andreas Pietschmann, Michael Altmann, Judith Rosmair, Clemens Dönicke und andere, Thalia Theater, 23. März, 20 Uhr